

Einleitung

Hallo, mein Name ist Stefan und ich bin der Ich-Erzähler dieser Geschichte.

Eigentlich würde ich mich persönlich als ganz normal – eben durchschnittlich – bezeichnen. Mir ist noch nie etwas großartig Besonderes passiert. Ich wurde in einem kleinen Kaff als Einzelkind geboren, bin dort zur Schule gegangen, habe mit achtzehn mein Abitur gemacht und arbeite jetzt als Informatiker in einem der zahlreichen Großraumbüros in unserem Land. Ich bin weder in der Schule sitzen geblieben, noch habe ich irgendwelche Vorstrafen oder mir sonst etwas zuschulden kommen lassen. Selbst meine Eltern leben noch zusammen. Also kurz gesagt: Mein Leben ist stinklangweilig und das „Aufregendste“, was ich bis gestern erlebt habe, war nach meinem Schulabschluss der Auszug von zu Hause in eine mir unbekanntere Großstadt, um zu studieren. Allerdings ist das ja auch nichts wirklich Besonderes...

Doch der Grund, weshalb ich das Buch schreibe, ist ein ganz anderer. Meine Geschichte handelt nämlich nicht von der Zeit von meiner Geburt bis jetzt, sondern lediglich von einem einzigen Erlebnis, das ich hatte. Dieses Erlebnis war gestern. Um genau zu sein: gestern Nacht.

Dieses Ereignis hat mein ansonsten so langweiliges und stinknormales Leben vollkommen verändert. Seit dieser „Begegnung“ ist nichts mehr so wie vorher. Mir scheint es fast so, als wäre ich seitdem ein anderer Mensch und mit „anderen“ Augen durchs Leben gehen würde. Aber jetzt erst einmal der Reihe nach von Anfang an, damit ihr versteht, was ich meine.

Alles fängt mit einem Traum an

Gestern Abend konnte ich nicht einschlafen. Über eine Stunde wälzte ich mich ununterbrochen von der einen auf die andere Seite. Doch egal, was ich machte, meine Augen wollten einfach nicht zufallen. Körperlich war ich zwar nach dem anstrengenden Büroalltag total erschöpft, doch die Gedanken in meinem Kopf waren noch so fit, dass sie selbst nach 23 Uhr noch Party feierten ...

Gegen 23.30 Uhr überkam mich aber dann schließlich doch die Müdigkeit und ich fiel in einen unruhigen Schlaf. In diesem unruhigen Schlaf hatte ich dann irgendwann in der Nacht einen äußerst seltsamen Traum:

In meinem Traum schlenderte ich eine holprige Straße entlang. Es dämmerte bereits und die Straßenlaternen warfen ein zaghaftes Licht auf den Gehweg. Ich kannte die Umgebung nicht, in der ich mich befand, aber dennoch schien ich genau zu wissen, wohin ich gehen musste. Ich wurde wie von einer unsichtbaren Kraft gelenkt.

Nachdem ich eine Weile die Straße entlangspaziert war, sah ich in der Ferne eine merkwürdige, zwergenhafte Gestalt zusammengekauert am Boden sitzen. Ihre Kleidung war stark zerrissen und schmutzig, sodass sie eher an Lumpen als an Kleidung erinnerte und ihr Gesicht hatte sie tief in ihren Händen vergraben. Sie schien zu weinen. Selbst aus der Entfernung konnte ich sehen, dass ihr gesamter Körper vor Traurigkeit bebte.

Langsam und mit einem leicht unbehaglichen Gefühl in der Magengegend ging ich auf die Person zu. Als ich näherkam, konnte ich erkennen, dass ihre Arme von tiefen Narben übersät waren. Manche Verletzungen schienen bereits etwas älter zu sein, andere hingegen wirkten noch ziemlich frisch, so als ob sie erst wenige Tage oder Stunden alt wären.

Zögerlich ging ich noch weiter auf die merkwürdige Gestalt zu, bis ich direkt neben ihr stand. Vorsichtig beugte ich mich zu ihr hinunter und sprach sie an: „Was hast du? Warum sitzt du hier im Dunkeln auf der kalten Straße und weinst?“

In meinem Kopf herrschte höchste Alarmbereitschaft. Mein Verstand schrie mich an, dass ich schnellstmöglich meine Beine in die Hand nehmen und fliehen sollte, denn irgendwas an dieser Situation war mir ganz und gar nicht geheuer, doch mein Gefühl, sagte mir, dass die Person am Boden Hilfe benötigte. Ich konnte nicht einfach so an ihr vorbei gehen und sie unbeachtet am Boden liegen lassen. Das konnte ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren! So ein Unmensch war ich dann doch nicht.

Langsam und fast schon verängstigt hob die Gestalt am Boden ihren Kopf und blickte mich aus ihren großen, verweinten Augen an. Sie schluchzte und an ihrer Körperhaltung konnte ich erkennen, dass sie mir nicht traute. Sie wirkte völlig verängstigt. Trotzdem brachte sie nach einigen hektischen Atemzügen ein

paar Sätze heraus. „Ich bin so traurig“, sagte sie, „ständig verletzen mich irgendwelche Menschen und fügen mir tiefe Wunden zu. Die meisten dieser Verletzungen heilen nur sehr langsam und es bleiben jedes Mal hässliche Narben zurück.“

Traurig zeigte sie mir ihre verwundeten Arme. Teilweise sahen die Verletzungen echt heftig aus. Die Person musste höllische Schmerzen ausgehalten haben. Verständnissvoll blickte ich sie an: „Das tut mir leid. Warum machen die Menschen so etwas mit dir?“

„Weil sie mich nicht verstehen“, schluchzte die Gestalt. Immer mehr und mehr Tränen rollten über ihre Wangen. „Sie verstehen nicht, wie ich denke, wie ich fühle und dadurch auch nicht, dass ich mich manchmal anders verhalte als sie. Sie können mit dem Begriff „Borderline“ nichts anfangen oder haben falsche Vorstellungen davon. Doch, anstatt nachzufragen, was mit mir los ist, werde ich als verrückt oder geisteskrank hingestellt, bekomme Vorurteile zu hören und werde in eine Schublade gesteckt oder ausgegrenzt! Das macht mich traurig, tut weh und verletzt mich jedes Mal aufs Neue. Ich mag vielleicht anders sein als „normale Menschen“, aber trotzdem bin ich doch in erster Linie immer noch Mensch! Auch ich bestehe aus Fleisch und Blut und habe ein Herz und Gefühle.“

Die Stimme der Person klang sehr traurig und verzweifelt und ihre Worte machten auch mich traurig. Denn ich musste mir eingestehen, dass ich ebenfalls zu den Menschen gehörte, die mit dem Wort „Borderline“ nicht allzu viel anfangen konnten und andere Menschen gerne mal als verrückt abstempelte, weil sie *anders* waren, als meine Vorstellung es zuließ. Trotzdem – oder vielleicht auch gerade deswegen – wollte ich der traurigen Person helfen. Meine anfängliche Angst und mein Misstrauen ihr gegenüber waren inzwischen komplett verschwunden. Sie tat mir nur noch leid und ich wollte ihr das geben, wonach sie sich offensichtlich gerade sehnte: Verständnis und Aufmerksamkeit. Doch dafür musste ich erst einmal herausfinden, wer oder was dieses Borderline war.

Ohne großartig nachzudenken, kniete ich mich neben sie auf den Boden, gab ihr ein Taschentuch in die Hand, mit dem sie ihre Tränen wegwischen konnte, und fragte sie: „Kannst du mir erklären, was Borderline ist, wie du dich fühlst und wie du denkst? Dann kann ich vielleicht versuchen, dich zu verstehen, und dir damit helfen.“

Diese paar Worte zauberten sofort ein Lächeln in das ansonsten so traurige Gesicht der Person, die wie ich jetzt wusste, ein „Bordi“ war.

Schnell wischte sich die Bordi die Tränen aus dem Gesicht und begann wie ein Wasserfall zu reden.